Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 1

Artikel: Dödelis hohe Zeit und Heimschaffung

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633173

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 5. Januar

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Das Neujahrskind.

Von Albert Fischli.

Da schlurft er fort mit müdem Fuß,
Kaum mag ich einen Scheidegruß
Dem mürrischen Alten nicken.
Hin auf das Kindlein
Im schneeigen Windlein
Muß ich nur immer blicken.

Noch ist es gar unschuldig und klein,
Wie schaut es viel verwundert drein,
Muß über sich selber staunen!
Möcht' gern was sagen
Auf meine Fragen
Und kann doch nicht reden, nicht raunen!

Schier jammert's mich in seiner Not,
Ich küss' ihm seine Wänglein rot,
Drück' ihm die Händchen, die kalten.
Mag's herzig gern leiden —
Gelt aber, wir beiden,
Wir wollen zusammenhalten!

Dödelis hohe Zeit und Heimschaffung.

Von Jakob Boßhart.

Es war an einem Samstagnachmittag im November; der Winter warf den ersten fetten Schnee übers Land. Im Löwen zu Illingen versammelten sich die Armenpfleger des Dorfes. Sie stampften im Gang geräuschvoll den Schnee von den Sohlen und traten in kurzen Zwischenräumen gemächlich in die Gaststube, wo sie von der Wirtin, einer rundlichen Frau im stillstehenden Alter, freundlich empfangen wurden: „Guten Abend, Armenpfleger! Kalt Wetter heut! Was darf ich nachher bringen? Denk einen halben Liter neuen Roten?"

„Wie alleweil, Susann," erwiderten alle, wie auf Verabredung, und stelzten auf ihren steifen Beinen durch ein Türchen in die Hinterstube, die im Löwen eine Art Allerheiligstes vorstellte.

Zuletzt erschien der Präsident Schnurrenberger in Begleitung eines blutjungen, städtisch gekleideten Menschen, der ein schweres Buch unter dem Arm trug. Es war der Lehrer des Dorfes. Er amtete erst seit ein paar Wochen in Illingen und war, wie alle seine Vorgänger, gleich mit allen Schreibereien der Gemeinde betraut worden; denn den Fingern der Bauern widerstrebte ein so leichtes Werkzeug, wie eine Feder es ist.

Der Präsident gab dem Lehrer einen Wink, in die Hinterstube zu treten, und näherte sich dann der Wirtin: „Kommt der Schuppli, so stell ihm einen halben Liter auf von dem, den wir trinken, oder auch zwei. Ich bezahl's." Dann kniff er sie im Vorbeigehen, ohne eine Miene zu verziehen, leicht in die Backe, wie man manchmal auf einem Spaziergang fast gedankenlos die Hand nach einer Blume ausstreckt. „Immer der Alte," machte die Wirtin freundlich und gelassen. Sie verlor bei der Antastung ihrer rundlichen Person kein Quentchen ihrer Gemütsruhe. Es

geschah ja nicht zum erstenmal. Der Präsident hatte im Laufe der Zeit fast ein Recht auf die kleine Freiheit erworben, und sie ließ ihn gewähren; denn so lange sie ihm eine Gerechtsame auf ihre Backen zugestand, verlegte er die Sitzungen der Armenpflege und des Gemeinderates, dessen Präsident er auch war, nicht in den Freihof. So rechnete sie.

Der Präsident war ein hagerer, etwa fünfzig Jahre alter Mann mit langen dünnen Beinen und kurzem, nach vorn geneigtem Oberkörper. Im Kopf saßen ihm unruhige schlaue Augen, die sich hinter schweren geschwollenen Augenlidern versteckten und sich von fremden Blicken nur selten fangen ließen.

In der Hinterstube setzte er sich oben an den Tisch; die Wirtin stellte geräuschlos vor jeden Flasche und Glas, schenkte selber ein und verschwand wie ein Schatten. Dann nahmen die Verhandlungen ihren sachlichen, trockenen Verlauf. Nach einer Stunde, als die Armenpfleger schon glaubten, die Geschäfte erschöpft zu haben und sich auf die zweite Flasche freuten, von der sie sich größeren Genuß versprachen als von der ersten, zog Schnurrenberger ein zerknittertes Blättlein hervor und gab dessen Inhalt bekannt. Der Sigrist Mägerli stellte darin das Begehren, die Gemeinde möchte ihm für seine Pflegebefohlene Dorothea Schudel, die er bis jetzt um Gottslohn gehalten hatte, wie er sich ausdrückte, ein Kostgeld zahlen; denn mit dem bischen Arbeit, das sie leiste, verdiene sie nicht einmal das kalte Wasser. Er meine, wegen zweihundert Franken würde die Gemeinde nicht verlumpen; ihm aber könne man ein Opfer, das er sechs Jahre lang für das Geschöpf gebracht habe, nicht bis zum jüngsten Tag zumuten.

Das Hinterstübchen wurde still. Die Armenpfleger schauten in ihre Gläser, die einen verschmitzt lächelnd, die andern ernst, und dachten alle das nämliche: „Da will einer die Gemeinde melken."

Dorothea Schudel war eine Schwachsinnige und wurde im Dorf, wenn man es freundlich meinte, das Dödeli, meist aber das Trötteli genannt. Die Mutter, eine leichtlebige Magd, hatte sie vor Jahren ihrem Meister, dem Sigristen und sich selbst überlassen und war in die Stadt gelaufen, wo sie bald zugrunde ging. Vom Vater wußte man nichts Gewisses; aber man munkelte: „Er ist nicht weit her und hat nicht weit heim," und meinte damit den Wirt zum Freihof.

„Wie wollen wir den Sigristen bescheiden, ihr Mannen?" fragte der Präsident nach einer Weile, ohne seine schweren Augenlider zu heben.

Es entstand ein Hüsteln und Räuspern um den Tisch und ein Scharren darunter, als hätten die Worte aus dem Bretterboden gekratzt werden müssen. Endlich entschloß sich einer zur Rede: „Die Magd ist gesund und stark; man muß ihr nur den Stiel in die Hand geben."

Alle nickten und ein Zweiter warf die unwilligen Worte über den Tisch: „So etwas hab' ich noch nie gehört! Man gibt dem Sigristen zwei gute Hände von Gemeinds wegen und er meint, man solle ihm auf jede noch eine Banknote legen!"

Ein Dritter hatte inzwischen einen Ueberschlag gemacht und brachte das Ergebnis stockend hervor: „Zweihundert Franken im Jahr; das macht in der Woche, schätz, vier Franken. Soviel muß ich meinem Knecht zahlen; der Mägerli aber will von seiner Magd so viel einstecken, wie ich abgeben muß." Sprach's und spuckte geräuschvoll auf den Boden.

Das Rechenexempel wirkte abklärend. „Eine solche Magd wäre auch mir anständig," meinte der Vierte gezwungen lachend und spuckte zum Zeichen des Einverständnisses ebenfalls aus.

Der Präsident faßte zusammen: „Es ist also eure Meinung, daß man das Begehren abweise?"

Eine Weile hörte man die Stube atmen; dann regte sich wieder einer der Armenpfleger und brummelte eine längere Wortreihe in seinen Bart, aus der man mit Raten und einiger Menschenkenntnis heraushören konnte, er sei der Nachbar des Gesuchstellers, wie man wisse, und möchte sich mit ihm nicht verfeinden; ein böser Nachbar sei schlimmer als eine große Schuld auf dem Heimwesen, das sei bekannt. Der Sigrist würde natürlich ohne weiteres annehmen, er habe ihm zuleid geredet; ob man nicht etwas zwischen hindurch beschließen könnte? Am besten wäre es wohl, den Mägerli kommen zu lassen; er wohne ja nur über der Straße; mündlich verhandeln spare Papier und Tinte.

Der Präsident rutschte auf seinem Stuhl hin und her, hob seine Augenlider ein wenig und musterte die andern; die Anregung schien ihm nicht sehr glücklich zu sein; da aber alle schweigend ihr Einverständnis bekundeten, sagte er trocken: „Je nun, so wollen wir ihn kommen lassen."

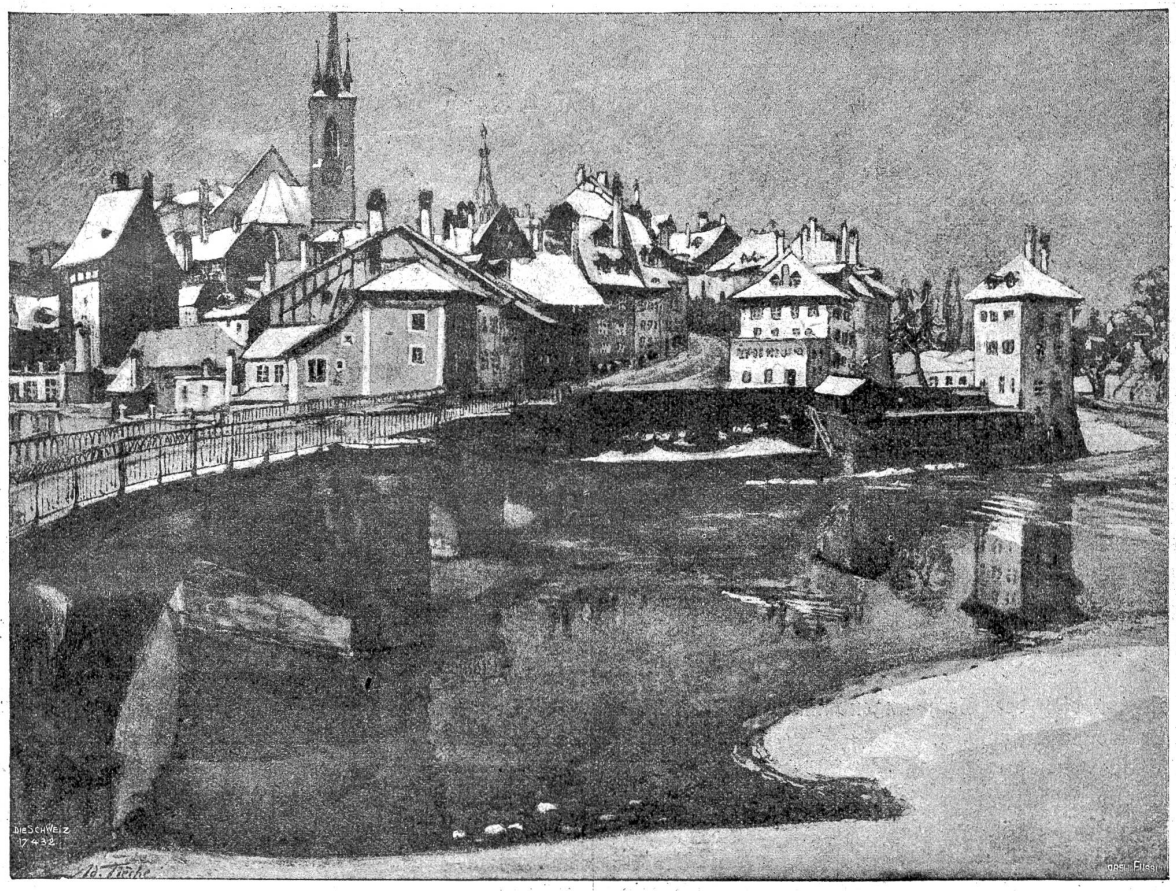
Er stand auf, öffnete die Türe und rief in die Gaststube hinaus: „Susann, laß dem Sigristen sagen, er soll ins Gemeinderatsstübchen kommen . . . und das Dödeli mitbringen," fügte er nach einigem Besinnen hinzu.

Bald darauf stieß Mägerli das Trötteli durch die Türe herein und stolperte dann selber über die Schwelle, sichtlich aufgebracht. Was man von ihm begehre? Ob er etwa gestohlen habe, etwa den Rock, den er trage, oder die Hose? Er wies dabei auf seine Kleider, die manche alte Narbe und dazu einige neue Schäden aufwiesen und auch einem Lumpensammler wenig Achtung eingeflößt hätten.

Der Präsident holte seine Würde hervor: „Es ist wegen der Magd Dödeli Schudel, hier zugegen. Die Pfleger finden deine Forderung zu hoch im Ansehen der Gesundheit und Rüstigkeit des Dienstboten."

Der Sigrist wurde noch aufgeregter und unterbrach den Sprecher: „Dienstboten! Herrgott und 's Gegenteil! Ich bin kein Fürsprecher, ich bin nur der Sigrist und habe nicht aufs Wort studiert; aber das muß ich sagen, Dienstbote! das ist starker Tobak!" Er schwieg, wies mit der Hand auf die Magd und suchte seinen Gedankengang. Dabei fielen seine Blicke auf die Flaschen der andern; der Wein erschien ihm plötzlich als Retter in der Bedrängnis und er rief, auf den wohlbestellten Tisch deutend: „Kann ich auch einen halben haben?"

Einer reichte ihm sein Glas, wie es bei Bauern Sitte ist. Er setzte es an, hob es bedächtig immer höher, bis sich die Nase darin ganz verbarg, und gab es dann, sichtlich ruhiger geworden, dem Spender zurück.



Adolf Tièche, Bern: Wintertag an der Nydeck.

„Eine titulierte Armenpflege schaue das Trötteli an," begann er hierauf zu reden.

Alle Köpfe wendeten sich nach der Magd, die aber dadurch nichts weniger als verlegen wurde, sondern eine große Heiterkeit und ein stolzes Selbstbewußtsein über ihr rundes, flaches Gesicht ausbreitete und leise in sich hinein kicherte. Sie mochte zwanzig Jahre alt sein, stak in noch mißlicheren Kleidern als ihr Meister und hatte die schlaffe Haltung derer, die vom Kopf aus nicht kräftig genug regiert werden. Aber rote, fast glühende Backen und Lippen hatte sie und gutmütige Augen, die ein frohmütiges Wesen verrieten und nur das Lachen zu kennen schienen.

„Lach nicht so dumm!" fuhr sie der Sigrist an; „du kannst zu Hause dann wieder mit deiner Hudelbab lachen! Aber so ist sie," wandte er sich zu den Armenpflegern; „sie bäbelt noch wie ein Vierjähriges. Da fehlt's. Dienstbote! Ha, ha! Das wär' mir nicht eingefallen! Ihr habt zu Haus Hacken und Schaufeln, nicht wahr? Was machen die, wenn ihr zu ihnen sagt: Geht und hackt und schaufelt? Nichts machen sie; sie stehen an der Wand oder faulenzen im Winkel; grad so macht es das Trötteli."

„Aber sie ist doch robust; das sieht man und braucht keine Brille dazu!" unterbrach ihn einer.

„Robust? Ich sage nicht nein; was man sieht, soll man nicht abstreiten; aber was nützt's? Sind eure Hacken und Schaufeln nicht auch robust? Ich brauch es euch ja nicht zu sagen; ihr wißt es so gut wie ich: Wenn man ein Narr ist, so ist man's im Kopf und nicht in den Händen. Robust! Ha, ha! Schaut ihr einmal zu, wie sie Erdäpfel aushackt! Du kannst ihr hundertmal sagen: „Hack hinter die Stauden!" sie hackt hundertundeinmal mitten hinein. Sie hat mir im Herbst mehr als ein Fuder Erdäpfel zu Schweinefutter zerkarstet, natürlich immer die größten! Wer macht mir den Schaden gut? Etwa eine titulierte Armenpflege? Und so ist es mit allem! Im Rebberg schneidet sie die Trauben, wenn sie noch in den Augen sind; soll sie Korn aufnehmen, so drischt sie's mit den Füßen auf dem Acker. Im Stall muß ich ihr immer nachmelken, wenn das Halbe nicht bei der Kuh bleiben soll. Wie aber, sag ich, spar ich Zeit, wenn ich immer neben oder hinter ihr stehen und hüst und hott rufen muß? Das soll mir eine titulierte Armenpflege sagen!"

„Nu, nu," rief einer dazwischen, „wer zu schwere Garben macht, überlüpft sich. Das Mittagläuten besorgt sie wie ein Gescheiter; das kann die ganze Gemeinde hören."

„Was man hört, will ich nicht abstreiten; aber ich kann sie doch nicht den ganzen Tag Mittagläuten lassen!"

Es fehlte wenig, so hätten die Armenpfleger bei diesem Ausspruch gelacht. Der Sigrist wurde zuversichtlicher: „Schlagt mir nur die zweihundert Fränklein ab; gebt das Trötteli einem andern, mir mag's recht sein; ich werde nicht lange anhalten. Aber schaut dann selber zu! Nach einem Jahr habt ihr zwei auf dem Hals, ein Jahr drauf drei, mit Zwillingen nicht einmal gerechnet. Man muß ihr aufpassen wie der Geiß am Gartenhag; sie ist eben wie ihre Mutter, sie läßt sich mit den Händen fangen."

Friedensmarke-Wettbewerb, I. Preis. Motto: „Europa". Otto Baumberger, Zürich.

von dem er abhängig war, ein Stück Achtung unterschlagen zu haben und bei ihm angeschwärzt zu werden, verwirrte ihn.

Der Präsident benutzte seine Verlegenheit, um den Wagen so zu drehen, wie er ihn haben wollte. Bedächtig setzte er an: „Wenn der Sigrist mit dem Dödeli Schudel so viel Arbeit und Unmus hat, wie er sagt, und er hat ja wohl Arbeit und Unmus mit ihr, so können wir ihn nicht verhindern, zweihundert Franken zu verlangen. Du bist also nicht willens, nachzulassen, Mägerli? Gib Auskunft!"

„Hast du dich der Geiß angenommen, so hüt' sie," warf einer trocken dazwischen.

„Tu ich's oder tu ich's nicht? Würd' ich nicht aufpassen wie ein Haftenmacher, so hätt' sie schon lange ein Eisen abgelaufen! Grad da drüben in der Gaststube hockt einer, der um sie streicht wie der Hund um den Braten, bis ich ihm einmal mit dem Geißelstecken den Buckel einreibe. Er rechnet mit ihrem schwachen Verstand, der Schlufi. Ich wollte lieber Tauben hüten als so ein Trötteli. Und noch etwas. Achtet es eine titulierte Armenpflege so wenig, daß das Trötteli in einem Haus ist, wo man den Weg zur Kirche besser kennt als der Pfarrer selber?"

„Den Pfarrer in Ehren," rief der Präsident dazwischen.

„Ja, ja, den Pfarrer in Ehren und die Frau Pfarrerin dazu, natürlich; das war nur so gesagt!" erwiderte der Sigrist und verlor den Faden. Die Furcht, dem Pfarrer

Der Sigrist hätte gerne mit sich reden lassen; er hatte zweihundert Franken verlangt, weil er sich sagte, wer blasen wolle, müsse dicke Backen machen; ernstlich hatte er aber kaum mit der Hälfte gerechnet. Jetzt aber, nachdem er sich in die Hitze hineingeredet und selber überzeugt hatte und nachdem selbst der Präsident, der ihm nicht sonderlich grün war, an der Forderung nicht zu rütteln versucht hatte, konnte er nicht markten lassen, und er sagte: „Was geschrieben ist, bleibt geschrieben."

Der Präsident sann einen Augenblick vor sich hin und brummte dann aus einem Mundwinkel heraus: „Zweihundert Franken ist viel für den Gemeindesäckel, versteht sich; wir müssen noch darüber reden, ihr Mannen. Du kannst abtreten und das Dödeli auch. Wir geben dir Bescheid."

(Fortsetzung folgt.)

Eine schweizerische Friedensmarke.

Wie unsere Abbildungen zeigen, liegen die Entwürfe zur schweizerischen Friedensmarke schon bereit. Die Oberpostdirektion wird sich durch die Tatsache des Friedensschlusses nicht überraschen lassen. Freilich wird sie die Sieben in der Jahrzahl 1917 durch eine andere Zahl — hoffen wir, es sei die Acht — ersetzen lassen müssen; diese kleine Eventualität — wieviel Blut und Tränen bedeutete sie nicht! — war natürlich vorgesehen.

Es dürfte unsere Leser interessieren, über die Entstehung der Entwürfe Näheres zu erfahren. Der Gedanke, auf den Friedensschluß hin ein Jahr lang das Andenken an das hochwichtige Ereignis in einer eigenen Friedensmarke festzuhalten, war naheliegend und durch die vorangegangenen Postjubiläumsmarken vorgezeichnet. So erließ das eidgenössische Postdepartement schon frühzeitig (1916) die Einladung für einen engern Wettbewerb, und zwar richtete es diese Einladung an die folgenden 10 Künstler: 1. W. Balmer, Röhrswil, 2. H. Bischoff, Lausanne; 3. O. Baumberger, Zürich, 4. E. Cardinaux, Muri, 5. H. Forestier, Genf, 6. P. Kammüller, Basel, 7. P.-Th. Robert, St. Blaise, 8. V. Surbek, Bern, 9. Rud. Urech, Basel, und 10. Ed. Vallet, Savièse. Die Ausschreibung des Wettbewerbes enthielt u. a. die folgenden Bestimmungen: Die Marken sollen mit der Zeichnung in Beziehung stehen zu dem Ereignis des Friedensschlusses. Sie sollen für das betreffende Jahr zur Ausgabe gelangen und als solche in einer wahr empfundenen Darstellung auch in späteren Jahren als Erinnerung an den Ernst unserer Zeit gemahnen. Die Reproduktion der Marke geschieht im Buchdruck in Schwarz-Weiß mit Verwendung je einer einzigen Farbe; für die 5er Marke ist Grün, für die 10er Marke Rot zu wählen; Größe der Marke wird 35 mm mal 21,5 mm, also doppeltes Format der gewöhnlichen Wertzeichen betragen.

Das Preisgericht, das am 25. Januar 1917 die eingelangten Entwürfe beurteilte, setzte sich wie folgt zusammen: 1. Oberpostdirektor Stäger als Präsident, 2. A. Altherr, Vorsitzender des Schweizerischen Werkbundes, 3. E. Bühler, Präsident des Kunstvereins Winterthur, 4. A. Giacometti, Maler, Stampa, Zürich, 5. A. Laverrière, Président de l'Oeuvre, Lausanne, 6. B. Mangold, Maler, Basel, 7.